

Together – Gemeinsam in Indien

Ein Hilfsprojekt, eine Reise, eine Fotoausstellung und viel Solidarität. Die Ethnologin Eva Maria Schädler und der Fotograf Martin Walser begleiteten Christoph Stöckel nach Indien, um mehr über sein Hilfsprojekt zu erfahren.

Interview: Janine Köpfl
Reportage: Eva Maria Schädler

Es sollte so etwas wie eine «Testreise» werden. Denn: Martin Walser und Eva Maria Schädler wollen zusammen eine grosse Reportage über die Entwicklungszusammenarbeit Liechtensteins realisieren. Ziel ist es, aufzuzeigen, wie vielfältig Entwicklungszusammenarbeit sein kann. Sie hörten von Christoph Stöckels Hilfsorganisation und haben ihn kurzentschlossen nach Indien begleitet. Aus der «Testreise» wurde ein unvergesslicher Ausflug zu Menschen, die zufrieden sind, obwohl sie fast gar nichts haben. Eva Marias Reportage schildert die Eindrücke – gemeinsam in Indien:

«Die Kinder Gottes sind die Vergessenen»

Die Sonne steht senkrecht am Himmel und die Mittagshitze bringt die Luft zum Flimmern. Wir fahren durch eine steinige Hochebene vorbei an verdorrten Baumwollfeldern und ausgetrockneten Flussläufen. Fast trotzig heben sich die saftiggrünen, üppigen Kronen der Mangobäume von der kargen Landschaft ab. Hie und da wird Weizen geerntet. Menschen und Tiere drängen sich unter die wenigen Schatten spendenden Bäume. Es ist Ende März und wir befinden uns mitten im zentralindischen Hinterland vom Madhya Pradesh, um ein Hilfswerk zu besuchen, das seit drei Jahren hier tätig ist.

Wo ist Madhya Pradesh genau?

Christoph Stöckel: Madhya Pradesh ist ein indischer Bundesstaat, der im zentralindischen Hochland liegt. Eher im Norden. Die Gegend ist sehr ländlich, es gibt nur wenige Städte und Industrie. Die Menschen leben meist unter der Armutsgrenze.

Warum gerade Indien? Wann hat es Sie das erste Mal dorthin gezogen?

Ich bin eigentlich zufällig nach Indien gekommen. In den 80er-Jahren reiste ich das erste Mal dorthin. Damals dachte ich: «Nein, das ist absolut kein Land für mich, hierher komme ich nie wieder.» In Bombay verfolgte mich ein Wahrsager und wollte mir ständig aus der Hand lesen. Ich habe abgelehnt und ihn weggeschickt. Er rief mir nach, dass ich eines Tages nach Indien zurückkehren werde. Ich lachte nur. Im Jahr 2002 schloss ich meine Ausbildung als Krankenpfleger ab. Ich wollte immer mal ins Ausland, um dort zu arbeiten, am liebsten in ein Entwicklungsland. Eine Kollegin vermittelte mir einen Kontakt eines Hilfsprojekts in Indien.

Die anstrengende Reise führte uns von Zürich über Bombay nach Indore, wo wir von Christoph Stöckel und



Die Adivasi haben das Lachen nicht verlernt: «Ich glaube, das ist auch etwas, das wir von ihnen lernen können. Diese Freude und Zufriedenheit trotz der Umstände», sagt Christoph Stöckel.

Bild Martin Walser

Schwester Mariana erwartet wurden. Nachdem unser Gepäck im Jeep verstaubt war, liessen wir die geschäftige, lebhaft Stadt hinter uns und drangen immer weiter in die Hochebene vor. Unser Ziel: die Mission von Father Edward Sarel. Der 46-jährige Priester leitet seit sieben Jahren die Mission von Dattigaon. Sein Distrikt umfasst 52 weit verstreute Dörfer, welche mehrheitlich von sogenannten Adivasi, indischen Stammesgesellschaften, bewohnt werden. Diese «Kinder Gottes», wie Gandhi sie nannte, sind in Wirklichkeit die Vergessenen in diesem riesigen Land. Das unwirtliche Klima, Wassermangel und lange Trockenperioden machen die Gegend uninteressant für Investitionen. Hier liegt die Analphabetenrate bei über 60 Prozent, die Lebenserwartung beträgt nur 50 Jahre und die Kindersterblichkeitsrate weist erschreckende Zahlen auf.

Wenn Sie in Liechtenstein und der Schweiz von Ihren Erlebnissen in Indien erzählen, können sich die Menschen hier die Armut vorstellen?

Christoph Stöckel: Ich glaube nicht wirklich. Nicht einmal Fotos zeigen, wie es ist, wenn man in totaler Abhängigkeit des Regens und der Natur leben muss.

Wassermangel, Trockenheit – von was leben denn die Menschen dort?

Sie leben von der Landwirtschaft. Die meisten leben und arbeiten auf Ländereien von Grossgrundbesitzern. Es ist aber nicht so, dass sie gar nichts haben. Wenn es regnet und sie in ihrer traditionellen Weise leben können, dann haben sie es recht gut. Es ist ein einfaches, dörfliches aber ein gutes Leben. Problematisch wird es, wenn es nicht regnet. Als wir das erste Mal dort waren, hatte es drei Jahre nicht mehr geregnet. Es herrschte eine grosse Hungersnot.

Kann Ihre Organisation «Together – Hilfe für Indien», wirklich helfen?

Auf jeden Fall. Wir helfen den Menschen beispielsweise beim Bau von Brunnen. Wenn sie Wasser haben und Saatgut, dann haben sie auch genügend zu essen. Wir wollen ihnen Hilfe zur Selbsthilfe geben. Das Wichtigste ist, dass ihre Grundbedürfnisse gedeckt sind. Wir wollen aber keine Nahrungsmittel verteilen. Vielmehr fördern wir biologischen Landbau oder bauen Schulen und Kindergärten oder eben Brunnen. Auch drei Krankenstationen konnten wir bereits realisieren. Wir gehen von Dorf zu Dorf und fragen die Menschen vor Ort, was sie am nötigsten haben. Ausserdem unterstützen wir die Mission von Father Edward Sarel. Uns ist wichtig, dass die Kinder dort genug zu essen haben und auch mit Medikamenten versorgt werden.

Father Edward ist selbst ein Angehöriger der Adivasi. Vor sieben Jahre hat er die Mission übernommen. Der Mission angeschlossen ist ein Internat, das Kinder aus umliegenden Dörfern aufnimmt. «Als ich hierher kam», erzählt uns Father Edward, «waren 25 Jungen im Heim, um die wir uns kümmerten. Nach einem Jahr sahen die Leute, dass ich gute Arbeit leiste und brachten mir fast jeden Tag mehr Kinder.» Mittlerweile ist die Zahl der Kinder, die hier versorgt und unterrichtet wird, auf über 400 angewachsen. Dies ermöglicht vor allem die Arbeit von Guido Lichtensteiger und Christoph Stöckel und ihre Organisation «Together».

Die Beiden haben sich beim Besuch eines anderen Hilfsprojektes in Indien kennengelernt. Durch die Vermittlung eines Priesters trafen sie dann auf Father Edward. Die Schwierigkeit der Missionen besteht darin, dass sie auf beständige Hilfe von aussen angewiesen sind. Gleichzeitig sind diejenigen, die helfen wollen, darauf angewiesen, jemanden zu finden, der seriöse Arbeit leistet. «Wir

hatten grosses Glück», so Christoph Stöckel, «Father Edward ist ein guter Mensch und die Schwestern der Mission leisten gute Arbeit.» Und Tatsache ist, dass die Missionen die Einzigen sind, welche sich um die Adivasi kümmern.

Sie beschlossen eine Organisation zu gründen, um der Mission und den Menschen der anliegenden Dörfer zu helfen. In kurzer Zeit gelang es ihnen, das Geld für den Bau der dringend benötigten Schule zu sammeln. Daneben wurden zahlreiche Brunnenprojekte realisiert, Kindergärten gebaut und Krankenstationen ausgestattet.

«Schnell entscheiden und helfen»

Wie reagieren die Menschen vor Ort auf Sie? Bringen sie Ihnen immer gleich Vertrauen entgegen?

Christoph Stöckel: Es ist immer spannend, wenn man in ein solches Dorf kommt. Die Einheimischen reagieren mit einer Mischung aus Neugier und Angst auf die Fremden. Ich glaube, am Anfang ist schon Misstrauen vorhanden. Die Menschen haben wenig Gutes erfahren, von Menschen, die in ihre Dörfer gekommen sind. Viele von ihnen wurden beispielsweise enteignet. Die Adivasi haben keine Rechte und somit steht auch keine Lobby hinter ihnen. Es ist verständlich, dass sie uns nicht mit offenen Armen empfangen. Sie denken zwangsläufig, dass die Geschichte einen Haken haben muss, wenn jemand kommt und ihnen einen Brunnen oder Geissen schenken möchte. Mittlerweile kennen sie uns aber und die Begrüssungen sind immer sehr herzlich.

Ihnen ist es wichtig, dass alle gesammelten Spenden in Indien ankommen. Reisen Sie regelmässig nach Indien?

Ja, und damit wirklich jeder Rappen dem Hilfsprojekte zugutekommt, zahlen wir den Flug und die Hotels selbst. Wir haben uns von Anfang an gesagt, dass alles, was wir von Menschen hier bekommen, wir den Menschen in Indien zur Verfügung stellen wollen. Es steckt sehr viel Idealismus dahinter.

Soll Ihre Organisation wachsen?

Wir wollen eigentlich gar nicht grösser werden. Wir wollen keinen Diskussionsverein. Wir wollen mit dem Geld, das wir bekommen, Direkthilfe leisten. Die Leute sagen uns ja vor Ort, was sie am dringendsten brauchen. Wir können schnell entscheiden und helfen.

Ist es schwierig, Spender zu finden? Oder sind die Menschen hier in Liechtenstein grosszügig?

Ich habe in Liechtenstein sehr gute Erfahrungen gemacht. Das Problem ist, dass viele generell das Vertrauen in Hilfsorganisationen verloren haben, weil sie hören, dass beispielsweise das Geld für administrative Aufwendungen anstatt Menschen in Not verwendet wird. Wichtig ist, dass die Spender wissen, wohin das Geld fliesst. Mittlerweile wissen viele von unserem Projekt und unterstützen uns. Auch die Unterstützung des liechtensteinischen Entwicklungsdienstes ist grossartig. Eine solche Hilfsbereitschaft muss man anderenorts suchen.

Ruhig und sicher lenkt der Fahrer den Jeep durch die steinige Landschaft. Je tiefer wir in die Hochebene eindringen, desto undeutlicher werden die Fahrwege. Wir begleiten Guido, Christoph und Father Edward in die Dörfer und besuchen dabei als erstes Amlipara. Eines jener Dörfer, mit denen schon am längsten Kontakt besteht. Die Dörfer, so zeigt sich, sind vielmehr Höfe einzelner Familiensippen, die sich in der Nähe von Wasserquellen



Harmoniemusik Triesenberg Herbstkonzert 2006

Samstag, 18. November 2006 · 20.00 Uhr · Dorfsaal Triesenberg
Musikalische Leitung: Reto Nussio

www.hmtbg.li